

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 18 (2011)
Heft: 205

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RHEINTAL

Vorerst kleine Brötchen von der Kulturszene



Nicht nur der Rhein ist schuld, dass sich Voralberger und Rheintaler Kulturschaffende zu wenig vernetzen. Bild: pd

Im Rheintal gibt es ein Hüben und Drüben. Dazwischen den Rhein und viel Leerraum. Die Kultur-Veranstalter wissen zwar voneinander, doch ein Miteinander gibt es kaum. An diesem Punkt setzte eine Veranstaltung im Diogenes-Theater Altstätten an. Die IG Kultur Vorarlberg und das Altstätter Theater hatten eingeladen. Zwanzig Vertreterinnen von Kulturinstitutionen und von Kulturmedien und auch Kulturschaffende waren gekommen. Das Fazit nach einer halbtägigen Diskussion war klar: mehr austauschen, mehr zusammenarbeiten; bei alledem aber behutsam vorgehen. Dass schnelle Lösungen nicht zum Erfolg führen, haben frühere Versuche gezeigt, die zwar gross angesetzt wurden, aber kaum verankert waren und schliesslich versandeten. So erstaunt es nicht, dass man vorerst kleine Brötchen backen will.

Die Probleme waren schnell gefunden: Man wird zu wenig wahrgenommen (unter anderem, weil die Medien nur sehr selektiv berichten); die mittelgrossen und kleinen Veranstalter kommen im Gegensatz zu den grossen kaum an öffentliche Gelder ran; die Fördermittel werden infolge der Sparprogramme der öffentlichen Hand in Zukunft noch geringer. – Und vor allem gibt es über die Grenze hinweg, aber auch über die engere Region hinaus, kaum eine Vernetzung untereinander. Dass der letzte Punkt einiges verhindert, zeigt ein Beispiel des Diogenes Theaters. Dort gab es ein erfolgreiches Chorprojekt. Die Ausrichtung eines Förderbeitrages war an zwei auswärtige Auftritte gebunden. Trotz gros-

ser Bemühungen ist es nicht gelungen, die zwei Auftritte auf die Beine zu stellen und somit gab es kein Geld.

Zusammenarbeit auf Veranstalterseite über die Grenze hinweg sei ja gut und recht, war auch zu hören, aber noch entscheidender sei, dass gute Projekte entwickelt würden. Und gute Projekte würden eine entsprechende Öffentlichkeitsarbeit brauchen. Das Projekt einer grenzübergreifenden Kulturzeitung wurde schon vor Jahren verworfen.

Die Zusammenkunft bot auch die Gelegenheit, mit Klischees auszuräumen. Beispielsweise mit jenem, dass Kultur in Vorarlberg im grossen Stil gefördert werde. – Kulturförderung ist jedoch Landessache und spielt in Vorarlberg kaum eine Rolle. Die Gemeinden machen aber offenbar viel im Gegensatz zum St.Galler Rheintal, wo es bis anhin etliche Gemeinden gab, deren Kulturengagement höchstens bis zur Unterstützung von Dorfvereinen reichte. Mit der Rheintaler Kulturstiftung, an die jede Gemeinde je nach Einwohnerzahl einen Beitrag leistet, die aber wesentlich vom Kanton alimentiert wird, wären die Voraussetzungen für mehr Aktivität geschaffen worden. Trotzdem darf festgestellt werden, dass es vor allem im Bereich Kleintheater und Museen eine relativ grosse Dichte gibt.

Auf beiden Seiten des Rheintals laufen Regionalentwicklungsprojekte. Eine Fülle von Karten wurde erstellt: über Pendlerströme, Freizeitbewegungen, Einkaufswege und so weiter. Eine Karte der Kulturangebote und der Kulturmobilität sucht man aber vergebens. Diesen weissen Fleck wollen die Veranstalter nun füllen. Konkret soll in den politischen Planungsgremien der Anstoss gemacht werden, eine Landkarte des gesamten Rheintals als Kulturregion zu schaffen.

Darüber, dass die überregionale Zusammenarbeit angestossen werden soll, waren sich im Diogenes-Theater alle einig. Darüber, wie dieses Miteinander aussehen soll, jedoch noch nicht. Vorstellbar seien gegenseitige Gastspiele, Informationsaustausch auf verschiedensten Ebenen oder die Durchführung eines mehrtägigen Festivals. Diese Idee will man weiter wachsen lassen und möglichst bald konkrete Vorstellungen entwickeln. Skizziert wurden auch einfache Massnahmen, wie das Publikum über die Grenzen hinweg zu einem anderen Veranstalter gelockt – und damit die Grenze zumindest in den Köpfen zum Verschwinden gebracht werden kann.

Meinrad Gschwend, 1958, ist freier Journalist in Altstätten und politisiert im St.Galler Kantonsrat.

VORARLBERG

Multimillionär für fünf Minuten

Das Casino in Bregenz hatte zu der Zeit, als es in der Schweiz keine Casinos gab, naturgemäss zahlreiche Schweizer Besucher, und auch heute kann man in österreichischen Spielbanken beim Roulette höhere Beträge setzen als in der Schweiz, was weiterhin Spieler anzieht. Aber die meisten Gäste spielen lieber an den Automaten als Roulette oder Poker. Seine Viertelstunde Berühmtheit erlangte im März 2011 der Bodenleger Behar Merlaku aus Dietikon, als er glaubte, im Bregenzer Casino einen Jackpot von 42'949'672,86 Euro (damals etwa 47 Millionen Franken) gewonnen zu haben, weil ein externes Display plötzlich mit lautem Klimbim diesen Betrag anzeigte – auf Merlakis Automaten, an dem man höchstens 4500 Euro gewinnen konnte, standen aber die fünf Symbole nicht mal in einer Reihe und es wurde ein unmöglicher Stand von 99'999'999 Credits ausgewiesen. Auch liegt der Höchstgewinn für den Austria-Jackpot bei nur zwei Millionen Euro. Das Casino gab sofort bekannt, dass es sich um einen Softwarefehler gehandelt habe, der auch anderswo bei Automaten der Marke Atronic System schon vorgekommen sei, und bot Merlaku die Rückzahlung seines Einsatzes von siebzig Euros an. Der wurde daraufhin verständlicherweise ziemlich laut und alsbald mit Spielverbot belegt und des Casinos verwiesen. Seine erste Anzeige gegen Unbekannt wurde von der Staatsanwaltschaft Feldkirch abgewiesen, mittlerweile hat er sich auf den Weg der Zivilklage begeben.

Die Affäre war natürlich ein gefundenes Fressen für Boulevardzeitungen wie den «Blick» («Pam! – Im Hintergrund dröhnte «We are the champions!» – Menschen sprangen aus ihren Stühlen, ein Grölen ging durch den Raum. Gerade als Merlaku jedoch mit einem Grinsen im Gesicht seiner Frau an den Hals springen wollte, trat jedoch ein Angestellter an den Automaten, entschuldigte die technische Störung und löschte die Summe einfach weg»; überflüssig zu sagen, dass der Reporter nicht wirklich dabei gewesen war).

Die Story erzielte im Internet eine hohe Anzahl von Postings; von Berechnungen wie der, dass die Summe wohl nicht unzufällig der höchsten Zahl entsprach, die sich in 32 bit darstellen lässt, über Moralpredigten, was ein aus dem Ko-

sovo stammender, in der Schweiz lebender junger Handwerker, der vor kurzem Vater geworden war, und seine Frau nachts in einem österreichischen Spielcasino verloren hätten, bis zu Schreibern, die verzapften, Casinos würden sowieso ständig die Spieler nach Strich und Faden betrügen. Dieser Vorwurf muss die österreichischen Spielbanken besonders ärgern, weil sie ihre – allerdings längst vergangenen – Goldenen Zeiten tatsächlich ihrer Seriosität verdanken. Während jeder Interessierte in den siebziger, achtziger Jahren wusste, dass in Frankreich und anderen Ländern gewisse Casinos manchmal Gewinne vor allem an Touristen einfach nicht auszahlen und in anderen das Personal auf eigene Rechnung betrog, konnte man sich in den österreichischen Casinos darauf verlassen, nicht über den Roulettetisch gezo-gen zu werden. Im übrigen muss ein Casino ja schon deshalb nicht betrügen, weil es bei allen Spielen von vornherein rechnerisch die besseren Chancen hat, gleichgültig, was Abergläubische, Systemgläubige und Poker-Counter spintisieren. Bei Automaten gibt es allerdings keinen echten Zufall, die elektronischen Geräte sind lediglich mit einem so komplizierten Algorithmus programmiert, dass ihre Ergebnisse nicht vorherseh-bar sind oder sein sollten.

In Österreich hat sich jetzt endlich einmal die SPÖ-Basis in Wien auf sozialistische Prinzipien besonnen und tritt massiv gegen das «kleine Glücksspiel» auf – damit gleichzeitig auch gegen die eigene sozialistische Stadtregierung, denn diese verzichtet höchst ungern auf die 55 Millionen Euro jährliche Einnahmen aus den derzeit 3150 Automaten in Wien. Der andere Gegner ist der Glücksspielkonzern Novomatic, in dessen Vorstand immer wieder höhere Ex-Politiker zwecks Networking entsorgt wurden. In Vorarlberg gibt es neunzig legale Glücksspielautomaten im Casino, sonst sind sie nach Landesgesetz verboten, stehen aber illegal in dem einen oder anderen Gasthaus-Hinterzimmer. Das Glücksspielmonopol ist allerdings auch gefallen, die Lizenzen für die österreichischen Casinos und für das Lotto müssen jetzt EU-weit ausgeschrieben und vergeben werden. Es werden also derzeit alle Karten neu gemischt, nicht bloss die am Blackjack-Tisch.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.



In Vorarlberg ist der Umgang mit Slotmaschinen noch nicht so entspannt wie in Las Vegas. Bild: pd

TOGGENBURG

Auf in den Wahlk(r)ampf

Die Vernissage der Kunsthallen Toggenburg und arthur#6 unter dem Titel «fremd gehen» in Eschen war ein Erfolg. Die Kunsthallen Toggenburg haben ihr Ziel, 2011 in die Fremde zu ziehen, erreicht. Der Transport des Wohnwagens arthur#6 durch das Toggenburg bis zur Zwischenstation im Werdenberg, an die Blaubart-Premiere des Schlosses, wurde durch die politischen Blicke der «möchtegerngewählten» Nationalrats-Plakatsmenschen begleitet.

Wenn man mit dreissig Stundenkilometern einen nicht verkehrstauglichen arthur#6 durch das Toggenburg fährt, dann ist das wie eine kulturelle Meditation. Die Berge, die Tiere und einige wenige Menschen haben uns ihre Aufmerksamkeit geschenkt: die Politgrössen, die in den Ständerat und in den Nationalrat gewählt werden wollen. Auffallend ist jedoch die politische Einsilbigkeit der Plakate im Toggenburg. Heinz Habegger plakatiert von Wattwil bis nach Buchs. Der Mann der Tat, Käser und Kantonsparlamentarier der Sünneli-Partei hat auffallend viele Plakate. Andere sieht man nur vereinzelt. Da gibt es doch tatsächlich auch solche von der Mitte, die den Grün-Trick anwenden: grüner Balken mit Namenszug drauf. Verwirrend. Einer von der CVP will als Grüner auffallen – ein Fremdgeher? Und was macht Barbara Inhelder Keller lächelnd am Strassenrand im Toggenburg? Will sie jetzt nochmals fremdgehen, oder wie war das nochmals mit gewählt werden für die CVP und dann zur SVP wechseln – s'il vous plaît? Auch Jürg Gehrig aus Walenstadt ist ein Fremdgeher. Bis zum 14. Juli war er bei der Sünneli-Ortspartei, bis er in die BDP wechselte, um nun dort als Spitzenkandidat in den Wahlkampf zu steigen.

Und dann hätten wir da noch die grüne Kandidatin, die zweimal pro Woche Werbung verteilt, für einen Zustupf in die Familienkasse – damit die Kinder ihrer Liebessportart nachgehen können. Ich habe es nie versäumt, Werbung zu verteilen, aber der Anschiss in der letzten Woche von einem Stammtischtypen hinter dem Restaurant Schützenhaus in Wattwil hat mich nachdenklich gestimmt. Mit dem Zeigefinger ist er auf mich zugekommen und hat gemeint, dass er den Wettbewerb in einem wöchentlich erscheinenden People-Magazin nicht gewonnen hätte, weil ich ihm die Werbung nicht fristgerecht in den Briefkasten geliefert hätte. Ausserdem sei ich mit dem Auto unterwegs und hätte noch die Frechheit, für den Nationalrat zu kandidieren. «Das werden Ihnen die Wähler nicht so schnell vergessen!» Leider weiss ich nicht, mit wem ich es zu tun hatte, der Herr hat sich nicht vorgestellt. Aber ich habe mich für die Kritik bedankt, denn ich weiss ja nicht, ob er auch fremdgeht – politisch meine ich. Das Restaurant Schützenhaus steht in der Nähe



Die Reise des Wohnwagens arthur #6 durch das Toggenburg wurde von Politblicken begleitet. Bild: Daniela Vetsch Böhi

der vielleicht entstehenden Umfahrungsstrasse in Wattwil, wo keiner das Referendum dagegen unterschrieben hat. Bis jetzt ist es mir nicht bekannt, dass da auch Grün-Wähler wohnen. Aber wie sagt man: Die Hoffnung stirbt zu letzt – auf in den Wahlk(r)ampf!

Daniela Vetsch Böhi, 1968, Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive und Mutter.

THURGAU

Für die einen die Wega, für die anderen die Expo

Der Herbst ist immer wieder eine schöne Jahreszeit. Da kann man die Wega in Weinfelden besuchen. Dort wird kantonale Identität gestiftet. Es gibt unter anderem Schweinerennen, Themenschauen und Sonderschauen zur Landwirtschaft und abends die informellen Brautschauen, falls jemand keine Lust hat, sich bei «Bauer, ledig, sucht» zu exhibitionieren. Es gibt aber auch alljährlich den Programmpunkt «Nachwuchskünstler an der Wega», also elfjährige Entertainer sowie Punk'n'Metal-Combos oder alternative Bands, die jung, aufstrebend und thurgauerisch sind. Nicht zu vergessen: Die besuchenswerte Wanderausstellung «Wie bist du so schön – 50 Jahre Thurgauer Siedlung und Landschaft im Wandel», die an der sechzigsten Wega ihren Abschluss findet.

Im Vertrauen: Privat hat es mich vor gefühlten sechzehn Jahren letztmals an die Wega verschlagen. Verschlagen wurde ich jedoch nicht an meinem allerersten Hip-Hop-Jam im damaligen La Luna (wo sich heute Nachtschattengewächse mit tellergrossen Pupillen ekstatisch zu allen Arten elektronischer Musik bewegen). Unser Warm-Up fand vielmehr bei der reformierten Kirche statt. Vor dem Club – ja, das gab es 1995 auch schon in Weinfelden – lungerte einer herum, von dem es hiess, er sei ein Polizeispitzel. Und auch dieses Jahr gibt es eine grosse Hip-Hop-Party, denn mittlerweile hat sich Hip-Hop auch an der Wega institutionalisiert. Der Event geht im Partyzelt auf dem Marktplatz über die

Bühne. Wega hin oder her, ich bin ja harmonieliebig, menschenfreundlich und zugleich in gewissen Belangen sehr gleichgültig. Sollen sie doch Feste feiern. Und im Thurgau gibt es ja auch im schweizweiten Vergleich einen überdurchschnittlich hohen Anteil an Beschäftigten im 1. Wirtschaftssektor.

Ich werde mir dann sicher die Ostschweizer Expo im Jahr 2027 als einer der nächsten gesellschaftlichen Events zu Gemüte führen. Vorbildlich, dass sich dazu jetzt schon ein Verein mit einem Thurgauer Regierungsrat und einer Thurgauer Nationalratskandidatin gegründet hat. Der politische Wille als immer wieder missbrauchter Prozess der Be- und Entschleunigung ist also vorhanden. Die Ostschweiz und vor allem der Thurgau dürfen da nicht aussen vor bleiben. St.Gallen hat ja schon die Olma als grosse Schwester der Wega und alljährlichen Meeting-Point sowie Melting-Pot. Die Thurgauer Kulturschaffenden und -vermittelnden wirken dann bei der Entwicklung einer Expo-Idee sicher auch gerne mit. Und bis dahin hält man sich mit Workshops über Wasser, wo es darum geht, die Erfolgsfaktoren der Region Frauenfeld in Einklang zu bringen mit Kultur und anderem emotionalen Mehrwert.

Mathias Frei, 1980, ist Kulturveranstalter, Slampoet, Texter und Gemeinderat.

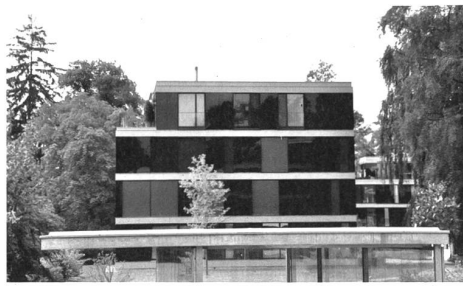
WINTERTHUR

Die Karriere der schwarzen Würfel

Umziehen ist in erster Linie ein persönlicher kleiner Neubeginn, doch bei einem Wohnungswechsel wird man auch mit einem Teil Stadtgeschichte konfrontiert. Nach kalten Anfängen in einer Dachkammer der Winterthurer Altstadt und einer Zwischenlösung im Arbeiterwohnhaus mit Gemüsegarten war ich in meinen frühen Zwanzigern zunächst im sogenannten Villengürtel gelandet: in einer Fünfer-WG und einer sieben-Zimmer-Wohnung, gebaut in den vierziger Jahren für Kaderleute der Winterthur Versicherung. Wir lebten über unsere Verhältnisse und bezahlten mit Planungsunsicherheit – wie sonst hätten wir uns diese Loge leisten können? Nach dreieinhalb Jahren wurde das Haus abgerissen.

Mich verschlug es danach in ein altes Haus in einem Aussenquartier; 1891 erbaut und ein Baudenkmal von kommunaler Bedeutung. Bei der Wohnungsübergabe hatte ein sehr netter älterer Herr vom Hauseigentümerversand zwei elektrische Heizkörper im Keller entdeckt und darauf hingewiesen, diese seien inzwischen als «nicht klimafreundlich» taxiert worden. Worauf er von mir versichert bekam, dass sie dafür menschenfreundlich seien – in der Wohnung zog es im Winter schrecklich.

Am alten Standort im Villagürtel stehen inzwi-



Was es wohl in zwanzig Jahren über den schwarzen Kubus heisst? Bild:Wendelin Brühwiler

schen von schwarzem Glas verspiegelte Fassaden. Auch die riesige Parkanlage einer grossen Villa ist zugebaut worden. Die Ausnutzungsziffer des Areals ist in die Höhe geschneit – dies dürfte auch der Nettosteuerertrag der dort wohnhaften Personen sein. Am gleichen Ort, wo sich die Hauptgewinner der Industrialisierung repräsentative Denkmäler setzten, finden nun Folgegeschäfte der deindustrialisierten Gesellschaft baulichen Ausdruck: Steuerwettbewerb und Bauspekulation.

In Zukunft werden vielleicht auch die schwarzen Wohnwürfel in die Heimatschutzregister aufgenommen werden: Dann freut sich dereinst wieder ein älterer Herr daran, jungen Zuzüglern zu erklären, was es mit diesem Haus auf sich hat. Das schwarze Glas sei zeittypisch für die Nullerjahre: Vorliebe fürs Private einerseits und ein offenes Selbstverständnis andererseits. Leider aber seien die Nord- und Westfront schon um 2020 zugemauert worden – die Fenster hätten nach und nach ersetzt werden müssen, schwarz verspiegeltes Glas wurde aber nicht mehr hergestellt und die Bewohner seien es leid gewesen, dass man ihnen von der Strasse in die Wohnküche sehen konnte. Die Backsteine sollten auf die Industrievergangenheit von Winterthur anspielen – ein fertiger Chabis, würde der Herr anfügen. Aber Backsteine seien Anfang des 21. Jahrhunderts sehr verbreitet gewesen, was er bedaure. Fast die ganze originale Architektur der Jahrhundertwende sei damit verunstaltet worden – wie man ja auch beim Stadttor sehen könne.

Vielleicht aber fällt die Karriere der schwarzen Würfel ganz nüchtern aus und eine sinkende Renditeerwartung führt zusammen mit einem gesteigerten Investitionsdruck dazu, dass die Häuser schon in zwanzig Jahren neuen Überbauungen Platz machen.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist freier Journalist und arbeitet an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Uni Zürich.

APPENZELL

Weshalb chlausen sie?

Still steht der Mond und schweigt – auf der Leinwand. Im Kino Heiden ist Premiere von «Guets Neus – schöö, wüeschd ond schööwüeschd», ei-

nem Dokumentarfilm von Thomas Lüchinger über das Silvesterchlausen. Vor der Kamera liegt ein Stück Appenzeller Idylle: eine betagte Esche neben einem betagten Gehöft, Hügel, nochmals Eschen, Weidställe, Häge, Tannenwälder, der Säntis. Das Hinterland, denke ich und lehne mich zurück. Von hier aus sieht der Säntis ganz anders aus, als vom Vorderland. Ich bin eine Vorderländerin. Und ich spüre, dass ich das, was ich hier sehe, als das Andere wahrnehme. Das Bekannte erscheint mir fremd. Das weckt meine Neugier.

Es beginnt zu tagen, ein Schuppel Wüeschti bewegt sich über den Schnee; sie sehen aus wie tanzende Tannen und schellen wie eine Kuhherde. Ein Bläss bellt. Der Schuppel formiert sich vor einem Gehöft im Kreis und nimmt ein erstes Zäuerli. «Während des Tages machen die Stimmen eine Weltreise», erklärt später Musiker Noldi Alder. Ernst Meier, bis vor kurzem Leiter des Buebechörlis Stein, sagt, weshalb es so wichtig sei, dass keine Mätle mitsingen. Diese würden sich sonst vorne hinstellen und die Buebe in den ersten und zweiten Bass zurückdrängen. Es sei ein Merkmal des Zäurens, dass die hellen Kopfstimmen zum Zuge kämen, das müsse früh geübt und gepflegt werden und sei der Grund, weshalb die Appenzeller Männer das Zäuren so gut beherrschen würden. Ich weiss nicht, ich weiss nicht, rebelliert es in mir.

Es gibt wohl heute so viele Buebechläuse wie nie zuvor. Weshalb chlausen sie? Ich lerne, dass ich das nicht ergründen könne, weil ich es noch nie gemacht habe. Ich weiss nicht, rebelliert es erneut. Der Künstler und Kantilehrer Werner Meier spricht vom Reiz der weiblichen Nachrolli-Rolle und darüber, wie er zu dieser Rolle kam und ihr immer treu blieb. Der Musiker Noldi Alder verkörperte, als er noch chlauste, den Spasschlaus, den Provokateur, und schätzte die Möglichkeit, der Obrigkeit nicht gehorchen zu müssen. Der uralte Bauer und Fuhrmann Walter Waldburger erklärt, dass er sobald er den Gruscht und die Larve anhatte, ein anderer wurde. Es sei das intensive Erleben an diesem einen Tag, führt Werner Meier aus, das ihm so viel mitgebe: die Langsamkeit – und die Achtsamkeit, das Gefühl, etwas schon einmal gesehen, schon einmal erlebt zu haben. Geschichten würden wach, welche die eigene Geschichte mitprägten.

Es sind diese Gespräche, die den Film sehenswert machen: Reflexionen über einen Brauch, der heute lebendiger scheint als je, ein Nachdenken über Gemeinschaftssinn und Generationenwechsel, über Weiterentwicklungen und Kreativität, über Magie und Schauder – und über sich selbst, sein Mannsein und seine Rollen. Ein Oral-History-Zeitdokument, das die Chlausforschenden dankbar als Quelle auf-führen werden.

Heidi Eisenhut, 1976, Historikerin und Leiterin Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhodens.

Das Gewissen der Presselandschaft

Die Zeitungssammlung von Raymond Niethammer spiegelt das Abflachen des ehemals facettenreichen schweizerischen Journalismus. Die 487 Zeitungstitel können in der Kantonsbibliothek Vadiana bestaunt und studiert werden.

VON JOACHIM BITTER

Kennt noch jemand den «Nouvelliste du Rhône», das «Zuger Tagblatt» oder «La Casa paterna»? Hat noch jemand Exemplare von «Il Quotidiano», «Le Jura Vaudois» oder «Eidgenoss»? Der Druckexperte Raymond Niethammer aus St. Gallen hat über fünfzig Jahre lang Zeitungen aus allen Sprachregionen der Schweiz gesammelt. Der älteste Titel, die «Donnstags-Nachrichten von Zürich», stammt aus dem Jahr 1730, der jüngste ist die 2010 gegründete «Obwalden und Nidwalden Zeitung».

Für Niethammer, der selbst als Drucker und typographischer Gestalter für die Firma Zollikofer arbeitete, hatte das Sammeln Methode. Er beobachtete den Schweizer Pressemarkt genau und liess sich nach Möglichkeit die Erst- und Letztausgaben von den Verlagen zuschicken. Markante Wechsel wie zum Beispiel ein neues Layout oder die Fusion mit einer anderen Zeitung belegte er durch weitere Exemplare. Auf einem Formblatt hielt er fest, wann die jeweilige Zeitung gegründet wurde, wo sie erschien und wie ihre weitere Entwicklung verlief. Besondere Ereignisse wie der Wechsel des Chefredaktors oder der Neubau eines Druckhauses dokumentierte er mit zusätzlichen Zeitungsartikeln oder Sonderausgaben.

Sich verringernde Vielfalt

Niethammer sammelte die Tages- und Wochenpresse, Abend- und Sonntagszeitungen sowie Wirtschafts-, Kirchen- und Parteiblätter. Anfangs interessierte ihn vor allem die äussere Gestalt der Zeitungen: Textumbruch, Schriftwahl, Format und Bildgestaltung. Später stand die Titelvvielfalt im Vordergrund. Tatsächlich verfügte die Schweiz im 19. Jahrhundert über eine beeindruckende Zahl von Zeitungstiteln. Als Organ der Information und Meinungsbildung war die Presse nahezu konkurrenzlos. Kantons- und Sprachgrenzen, konfessionelle und politische Auseinandersetzungen prägten den Pressemarkt der damaligen Zeit. Erst 1959 kam mit dem «Blick» der erste Titel mit explizit überregionalem Charakter auf den Markt.

Seit den sechziger Jahren verringerte sich die Vielfalt aufgrund der Konzentration im Verlagswesen sowie der Konkurrenz durch Rundfunk und Fernsehen. In den neunziger Jahren kamen vermehrt Internet-Ableger von traditionellen Zeitungen hinzu. Die gegenwärtige Situation auf dem Pressemarkt ist geprägt durch ein Neben-

einander von gedruckten Zeitungen und Online-Angeboten. Ein Spezifikum der Schweiz ist der Siegeszug der Gratiszeitungen; «20 Minuten» ist heute der Titel mit der grössten Reichweite.

Gut aufgehoben

Im Februar 2010 übergab Raymond Niethammer seine Sammlung an die Kantonsbibliothek Vadiana. Sie umfasst 487 Zeitungstitel mit insgesamt 1317 Exemplaren. In der Spezialabteilung St. Galler Zentrum für das Buch (ZeBu) wurde der Bestand sorgfältig erschlossen. Die Angaben von Niethammers Formblättern wurden nach Möglichkeit übernommen. Im Katalog finden sich also Notizen wie «letzte Ausgabe im Zeitungsformat» oder «erste Ausgabe im Tabloidformat». Im Falle einer Titeländerung wird auf die frühere oder spätere Form verwiesen («Zürcher Zeitung», «Neue Zürcher Zeitung»). Sämtliche Titel sind über den Webkatalog abrufbar. Die Titelseiten wurden gescannt, womit die frühere Schweizer Pressevielfalt auch optisch zur Geltung kommt.

Von der Webseite des ZeBu führt ein Link direkt auf die Titelliste der Sammlung Niethammer. Hier sind die Zeitungstitel chronologisch nach Erscheinungsjahr geordnet. Dies ermöglicht eine virtuelle Zeitreise durch die Pressegeschichte der Schweiz. Viele der älteren und kleineren Titel waren bisher in keinem Bibliothekskatalog nachgewiesen. Die Zeitungen können im Lesesaal der Kantonsbibliothek studiert werden.

Alle erdenklichen Tendenzen

Die Frage nach der Zukunft des gedruckten Buchs ruft in den Feuilletons eine mittlere Hysterie hervor. In der Zeitungsfrage hingegen hält man sich bedeckt. Anzunehmen ist, dass es die Qualitätszeitung in gedruckter Form weiterhin geben wird, während andere journalistische Angebote ins Internet abwandern. Die wichtigere Frage ist jedoch: Wie soll sich ein kritischer und unabhängiger Journalismus auf Dauer behaupten können, wenn die Zahl eigenständiger Zeitungen in der Schweiz immer weiter sinkt? Die Lokal- und Regionalberichterstattung wird stark eingeschränkt, Kulturteile werden gestrichen oder zum Serviceteil umfunktioniert. Die Zeitungen holen ihre Informationen aus einigen wenigen Nachrichtenpools. Während früher selbst in kleineren Gemeinden noch mehrere Blätter miteinander konkurrierten, dominiert



Raymond Niethammers Sammlung ermöglicht eine Zeitreise durch die Schweizer Pressegeschichte in der St. Galler Kantonsbibliothek. Bild: Kantonsbibliothek Vadiana

heute die Tendenz zur Ein-Zeitungen-Region. Wenn zudem der journalistische Stil verflacht und ohnehin nur noch Texthäppchen für den Boulevard produziert werden, stellt sich die Frage, wie Zeitungen noch zur politischen Kommunikation und zur weiteren Demokratieentwicklung beitragen sollen. Hier eignet sich die Sammlung Niethammer als Pressegedächtnis der Schweiz, da sie über einen Zeitraum von fast dreihundert Jahren alle nur erdenklichen Tendenzen des Zeitungsjournalismus aufzeigt.

Mehr Infos: www.buchzentrum.sg.ch

Ein Herbst mit Symbolkraft

Bei den kommenden Wahlen stelle sich die Frage nach einschliessender oder ausschliessender Demokratie. ROLF BOSSART analysiert den Ständeratswahlkampf in St. Gallen.

Der diesjährige Ständeratswahlkampf im Kanton St. Gallen ist ein Glücksfall für die schweizerische Demokratie. Denn unter den fünf Kandidierenden sind Personen, die sich geradezu anbieten, die Verschiebungen und Fronten der Schweizer Politik der letzten Jahre prototypisch zu analysieren.

Um es vorweg zu nehmen: Am ergiebigen, um politische Entwicklungen zu deuten, ist weder die Analyse der vorherrschenden SVP noch die Beschäftigung mit den aufsteigenden Grünen und Grünliberalen, sondern der Blick auf FDP und SP. Eine Behauptung, die sich sehr schön am politischen Charakter der St.Galler Ständeratskandidaten erhärten lässt. Wenig ergiebig scheint beispielsweise die politische Analyse von Toni Brunner von der SVP, der auch nach fünfzehn Jahren nationaler Politik immer noch wirkt, als wäre er gerade erst von der Olma nach Bern katapultiert worden und der gerne im Korporalstil agiert: gegen oben ducken, gegen unten treten.

Wenig ergiebig erscheint die politische Analyse der etwas unberechenbaren, mit esoterischem Beigeschmack immer mal wieder nach rechts ausschwerenden Grünen Yvonne Gilli. Ebenfalls nicht sehr weiterführend scheint schliesslich die politische Analyse des Versicherungs- und Bankenfreundes Eugen David, dessen Wirtschaftslobby-Tätigkeit nicht selten erst kurz vor dem Schmelzpunkt der demokratischen Verfassung und der Menschenwürde Grenzen zieht, wenn auch dort wenigstens einigermassen klar. Weit interessanter aber sind Karin Keller-Sutter und Paul Rechsteiner, sowohl was die Parteizugehörigkeit als auch was ihre tatsächliche Position innerhalb der Verschiebungen in der politischen Landschaft der letzten Jahre betrifft.

Verinnerlichte Ausschlusslogik

Vor dem Hintergrund des neoliberalen Umbaus der Gesetzgebungen und der Verwaltun-

gen, des Erstarkens der SVP und der explodierenden Vermögensungleichheiten, lassen sich die Positionsbezüge von SP und FDP wie ein postmoderner Kommentar zu ihren ideologischen Wurzeln lesen. Dass die FDP ihr Glück im Schulterschluss mit der SVP sucht und die SP dabei deren Rolle der staatstragenden Partei übernimmt, die die sogenannten Modernisierungen aufgleist, ist in der Logik ihrer Weltanschauung aus dem 19. Jahrhundert angelegt. Waren nicht die Sozialdemokraten stets die eifrigeren Vertreter des Staates in all seiner Widersprüchlichkeit als die klientelistisch agierenden Liberalen mit ihrem rein instrumentellen Verhältnis zum Staat? Der französische Philosoph Jaques Rancière stellt diese zwei Positionen folgendermassen gegenüber: «Die Demokratie richtet also politische Gemeinschaften eines spezifischen Typs ein, polemische Gemeinschaften, die genau die Opposition zweier Logiken, der polizeilichen Logik der Verteilung der Plätze und der politischen Logik gleichheitlichen Zugs, ins Spiel bringen.»

Die polizeiliche Logik bestimmt via Ausschluss- und Einschlussentscheide finanzieller und rechtlicher Natur pragmatisch darüber, wer wo teilnehmen darf und kann. Die SVP identifiziert nun die im Liberalismus zumindest dem Anspruch nach unbestimmte Einschluss-/Ausschlusspraxis eindeutig ethnisch/völkisch. Die FDP hat mit ihrem rein pragmatisch ausgerichteten Denken dem nichts entgegenzusetzen. Da die ethnisch/völkisch besetzte Politik in der polizeilichen Logik gut funktioniert, setzt sich die FDP an ihre Seite. Karin Keller-Sutters Medienattribut «hart, aber fair» klingt deshalb wie die abschliessende Weisheit einer liberalen Verinnerlichung der SVP-Ausschlusslogik.

Modernisierungsdoktrin

Auf der anderen Seite ist die SP in das von der FDP weitgehend preisgegebene Feld der Stütze des Staates vorgerückt. Das, was Rancière mit

dem Begriff «gleichheitlicher Zug» umschreibt, und was einst die klassenkämpferische Korrektur gesellschaftlicher Fliehkräfte bedeutete, erscheint nun in grossen Teilen der SP als blosser Innovationsaufgabe, die sich pragmatisch von den sogenannten objektiven Erfordernissen des modernen Lebens leiten lässt. Paul Rechsteiners Wahllogan «Sichere Löhne, sichere Renten und Menschenrechte für alle» erscheint demgegenüber wie die Rückweisung des staatsgestützten Modernisierungspragmatismus. Tatsächlich ist es ein Aufruf zur Verteidigung von durch Kämpfe errungenen und staatlich garantierten Einrichtungen gegen den Staat in seinem jetzigen Machtgefüge.

Die in einer von der SVP bestimmten polizeilichen Logik agierende Karin Keller-Sutter und der gegen die pragmatische Modernisierungsdoktrin seiner zur staatstragenden Partei mutierten SP agierende Paul Rechsteiner lassen sich dabei als zwei gegensätzliche, die kommende Legislatur bestimmende Positionen beschreiben. Versuchen wir vor diesem Hintergrund eine kurze politische Einordnung von Karin Keller-Sutter und Paul Rechsteiner.

Erstens: Karin Keller-Sutter

Um ihren permanent hohen Beliebtheitsgrad als kompetente Sachpolitikerin in der Öffentlichkeit zu verstehen, ist es nötig, die Funktion des Kompetenzbegriffs im politischen Feld zu erfassen. Der Publizist Frank A. Meyer kommentierte jüngst die «Sonntagsblick»-Umfrage, wonach die St.Galler FDP-Regierungsrätin und Vorsteherin des Justiz- und Polizeidepartements Karin-Keller-Sutter in Fragen der Ausländerpolitik für doppelt so kompetent gehalten wird wie Christoph Blocher. Meyers Argumentation lässt sich in folgendem Satz zusammenfassen: Das Volk möchte Lösungen für die anstehenden Probleme und vertraut zunehmend auf solide Sachkompetenz statt auf Polemik. Mit der Entgegensetzung von Kompetenz und Polemik glaubt Meyer, die FDP entscheidend von der SVP abgesetzt zu haben.

Zur Prüfung dieses Arguments lohnt es sich, ihn beim Wort zu nehmen und zu fragen: Wie verhält es sich mit einem möglichen Begehren im Volk nach Lösung und Kompetenz? Meyer wiederholt im selben Kommentar mantraartig folgenden Satz: «Offensichtlich ist dem Volk klar, die SVP bewirtschaftet Krisen, also braucht sie Krisen. Nichts ist für sie schlimmer als deren Bewältigung.» Doch weit davon entfernt, wie er glaubt, die SVP damit vernichtend kritisiert zu haben, macht er sie gerade damit zur einzigen Trägerin realer Politik. Denn nur das Bewusstsein einer Krise öffnet den Raum fürs Politische. Eine Politik, die dem von Meyer imaginierten lösungsorientierten Handeln entspricht, ist nichts weiter als der Zustand unangefochtener Normalität und also die Abwesenheit des Politischen.

Wer die bestehenden Machtverhältnisse zu seinen Gunsten verschieben möchte, muss auf der unüberwindbaren Kluft zwischen dem, was als Normalität ausgegeben wird und einer anzustrebenden neuen Normalität beharren. Das heisst, das politische Feld ist solange geöffnet wie die Unmöglichkeit einer neutralen beziehungsweise objektiven Betrachtung der Normalität gegeben ist. Ein Interesse an einer solchen Öffnung des politischen Feldes haben normalerweise nur ausgeschlossene Minderheiten. Der Trick der SVP bestand vor zwanzig Jahren gerade darin, sich als solche zu inszenieren, um nach dem Zusammenbruch des Staatssozialismus und damit des politischen Feldes der Systemkonkurrenz die bürgerliche Herrschaft zu erhalten, indem man sie von rechts neu zu gewinnen suchte.

Das Regime der Ausnahme

Der Wunsch nach neutraler und reiner Sachpolitik, den Meyer in der Bevölkerung wahrnehmen will, ist dann aber nichts anderes als der alte liberale Irrtum, die fundamentale Kluft, die zwischen Politik und Polizei bestehen sollte, zu negieren. Das heisst, man tut so, als ob es bei allen gesellschaftlichen Problemen nur um Organisations- und Ordnungsfragen ginge, denen man durch kluge Verwaltungsentscheidungen beikommt. Ein Irrtum, der letztendlich der Grund dafür ist, weshalb der bürgerliche Liberalismus nicht anders kann, als im entscheidenden machtpolitischen Moment seine Grundlagen zu verraten und sich nach rechts zu stellen. Das heisst, der Polizeistaat folgt der abstrakten Sachpolitik- und Kompetenzrhetorik auf dem Fuss. Oder anders gesagt: Der Wunsch nach kompetenter, lösungsorientierter Politik führt tatsächlich von Blocher zu Keller-Sutter, aber nicht als Korrektur einer verfehlten Politik, sondern als kalkulierte Konsequenz.

Das Regime der Ausnahme, das die Krise diktiert und warm hält, symbolisiert durch Blocher/Brunner, und die Rückkehr zur sachorientierten Normalität, symbolisiert durch Karin-Keller Sutters «Polizeiregime» mit Stadienrichtern und Ausschaffungsdisziplin, sind

ein und dieselbe politische Bewegung. Was also, wenn Keller-Sutter in Wahrheit gerade nicht die harte, aber faire Politik verkörpern würde, sondern dem Bedürfnis nach dem entscheidenden Schlag gegen die Ausländer beziehungsweise die verhasste Einwanderungsgesellschaft perfekt entspräche? Und wenn also das Kompetenzattribut, das ihr verliehen wird, nur darum ein Wunsch der Bevölkerung wäre, weil es die neuen durch erfolgreiche Besetzung des politischen Feldes verschobenen, eigentlich rassistischen Herrschaftsverhältnisse im Ausländerdiskurs als fair und normal legitimiert? Denn es ist das Resultat einer politischen Kampagne der SVP, dass das Normale just die Politik von Keller-Sutter ist. Daran ändert sich auch nichts durch das weiche Herz, das die legalistische Hardlinerin gemäss der «Weltwoche» in Einzelfällen zeigte. Denn sind es nicht gerade

Nur das Bewusstsein einer Krise öffnet den Raum fürs Politische.

die härtesten Hunde, denen jede kleinste sogenannte menschliche Regung zur Heiligkeit gerät? Es kann nicht sein, dass die SVP diese Grundregel des politischen Populismus nicht kennt. Und so entpuppt sich die vermeintliche Anti-Keller-Sutter-Kampagne der «Weltwoche» als Wahlempfehlung.

Zweitens: Paul Rechsteiner

So wie sich die kompetente Politik von Keller-Sutter von der SVP her als nicht neutrale Konsequenz einer permanenten Ausschlusskampagne lesen lässt, so kann man auch die pragmatische Modernisierungspolitik der SP von Paul Rechsteiner her als das Resultat einer entpolitisierten Tendenz zur Identifikation mit dem Staat als neutralem Akteur verstehen. Rechsteiner insistieren auf gefährdete gesellschaftliche Übereinkünfte wie gerechte Löhne, Renten und unbeschnittene Menschenrechte ist nämlich nichts weniger als die Rückkehr in die reale Politik und insofern der demokratische Gegenpol zur gouvernementalen Kompetenz- und Polizeilogik. Und seine politische Grundhaltung lässt sich entsprechend zusammenfassen als Schutz und Stärkung des Einzelnen.

Erscheint bei Keller-Sutter die Bestrafung des Einzelnen (zum Beispiel in ad-hoc-Gerichten im Fussballstadion) als Notwendigkeit zur Aufrechterhaltung des Allgemeinen, so scheint bei Rechsteiner die Verteidigung der Einzelnen und ihrer Interessen um ihrer selbst willen zu geschehen. Der gewerkschaftliche Kampf für die materiellen Bedürfnisse und die juristische Verteidigung der persönlichen Integrität fallen unter dem Gesichtspunkt der zunehmenden Klassenunterschiede in eins. Individuelle Grundrechte und Kaufkraft liegen auf derselben Linie. Rechsteiner der Anwalt ist Rechsteiner der Gewerkschafter. Denn so, wie die meisten sozialen Errungenschaften erkämpft werden mussten, so wird nichts fortbestehen, wenn es nicht verteidigt wird. Alles, was verteidigt wurde, ist neu angeeignet. Und nur schon mit einem Blick auf einige wichtige juristische Fälle von Rechsteiner wird deutlich:

Die Verteidigungsstrategie ist fast wie beim FC Barcelona nicht defensiv ausgerichtet, sondern setzt progressive Impulse.

Entweder oder

Erinnern wir uns an den städtischen Mordfall «Claudia Schwarz» in den achtziger Jahren. Polizei und Justiz begnügten sich mit dem zweifelhaften Geständnis eines Verdächtigen. Der Pflichtverteidiger Rechsteiner war es, der durch Recherche nachweisen konnte, dass M. es nicht gewesen sein konnte. Zu erinnern sind auch die langjährigen und hartnäckigen Rehabilitationsbemühungen für den Polizeikommandanten und Flüchtlingsretter Paul Grüniger. Ein Fall, der sich in der Folge als entscheidender Baustein für weitere kritische Aufarbeitungen der schweizerischen Politik in und um den Zweiten Weltkrieg erweisen sollte: von der Bergierkommission 1998 bis zur Rehabilitation des Hitler-Attentäters Maurice Bavaud und jüngst der Spanienkämpfer.

Zu erinnern ist an eine erfolgreiche Verteidigung des uneingeschränkten Rechts auf Unterschriftensammlung in St.Gallen und an einen wichtigen Leitscheid des Bundesgerichts in Sachen Einbürgerungen. Die Gemeindeversammlung in Rheineck hatte muslimischen Kandidaten die Einbürgerung verwehrt. Durch den Entscheid sind die Behörden nun verpflichtet, das Recht auf Nicht-Diskriminierung aktiv durchzusetzen. Und schliesslich führte auch schon einer der ersten Vorstösse Rechsteiners im Parlament zur Streichung der Todesstrafe aus dem Militärstrafrecht und also zur vollständigen Abschaffung. Eine visionäre Tat, denkt man an die eben erst aufgeflamte Debatte um ihre Wiedereinführung.

Keller-Sutter oder Paul Rechsteiner. Ausschliessende oder einschliessende Demokratie. Entweder oder. Selten gab es eine politischere Wahl und selten eine mit grösserer Symbolkraft. Ein Glück für die Demokratie, dass die herrschenden politischen Gegensätze hier so klar einander gegenüber stehen. ♦

Ein Berg, ein Ort und zwei Begegnungen mit Stalin

Kazbeki oder Kazbek, ein magischer Name, der hart und weich in einem tönt, ein Ort am georgischen Westhang des Kaukasus auf gut 1750 Meter über dem Meer und an der Grenze zu Russland gelegen; ein Berg (je nach Quelle 5033 oder 5047 Meter hoch); ein Dichter (1848–1893) – nicht leicht zu erreichen. Zumindest gemäss den Beschreibungen in verschiedenen Reiseführern.

So schlimm wird es dann doch nicht, nachdem wir uns auf der Didube-Busstation in der gut 160 Kilometer entfernten Hauptstadt Tiflis in eine Marshrutka, einen Kleinbus, gezwängt haben. Es geht auf der sich zum fast 2400 Meter hohen Jvari Pass hochwindenden georgischen Heerstrasse vorwärts. Sie ist reich an Geschichte, geht auf das erste Jahrhundert vor Christus zurück, bildete einen Teil eines Karawanenweges, war oft umkämpft und Schauplatz von Raubzügen. Auf diesem schmalen Band spielte sich der Kulturaustausch zwischen Georgien und Russland ab. Auf ihr reisten Tolstoi, Tschekow, Tschaikowski, Lermontov und Gorki, und in umgekehrter Richtung machten sich junge Georgier auf, um an den Universitäten in Moskau und St.Petersburg zu studieren. Geschichte ist überall spürbar. Alte gemauerte Wehrtürme, Festungen aus früheren Zeiten und neuere militärische Anlagen sowie Denkmäler säumen die Strasse. Das von Georgien abtrünnige Südossetien ist nur eine Bergkette entfernt, und die Schilderungen von Alexandre Dumas in seinem Buch «Gefährliche Reise durch den Wilden Kaukasus», geschrieben 1858–59, scheinen noch aktuell zu sein. Doch das täuscht, Georgien ist kein Räuberstaat mehr, Entführungen und Überfälle gehören der Vergangenheit an. Das EDA sieht das etwas anders und rät von Reisen nach Georgien und in dieses Gebiet ab, warnt vor Kriminalität. Wir spüren davon nichts, machen auf der Passhöhe das obligate Kreuzzeichen nur, weil es jetzt in steilen Kehren ins vom Terekfluss geprägte Hochtal hinuntergeht.

Das Panorama ist einzigartig: schneebedeckte Berge, tiefe Schluchten, grüne Hänge mit friedlich weidenden Schafen, Wach- und Signaltürme, einige wenige Gehöfte, kleine Ortschaften. «Man möchte jubeln angesichts dieses Panoramas und wird doch ganz still», hat der Reiseschriftsteller Alfred Renz hier notiert. Ab und zu tauchen Menschen auf, es ist heiss, die Luft klar und würzig. Mineralquellen verheissen Gesundheit und laden zum Verweilen ein. Doch unser Fahrer drängt unerbittlich weiter, nimmt da und dort einen Passagier auf, stoppt an Wegkreuzungen, kassiert, flucht, lacht und schäkert, schiebt wiederholt die gleiche CD mit einem Querschnitt durch die vielfältige georgische Musik ein.

Der georgische Prometheus

Und dann ist er da, der Kazbek, schneebedeckt und vergletschert, ein imposanter Riese, der aus dem Grün der umliegenden Hügel herauswächst, es verschlägt uns den Atem. An seiner Wand wurde der griechischen Sage zufolge Prometheus angekettet, um für seinen Frevel zu büssen, das Feuer von den Göttern gestohlen und es den Menschen gebracht zu haben. In der Betlemi-Höhle, in 3675 Meter Höhe, soll Arimani, der georgische Prometheus, an den Felsen gefesselt worden sein, zur Strafe dafür, weil er die Allmacht Gottes in

Frage stellte. Ein schwarzer Rabe brachte ihm täglich Brot und Wein, während sein treuer Hund unermüdlich an der Kette nagte. Doch schlugen jeden Gründonnerstag von Gott beordnete Schmiede mit schweren Hämmern auf den Amboss und gaben der zerbrechlichen Kette ihre ursprüngliche Festigkeit zurück. So steht es im Reiseführer; zurück in der Schweiz lese ich im Internet eine Debatte darüber, wer von den beiden zuerst war. Sie wurden dafür bestraft, ein Gesetz verletzt zu haben. Der eine brachte den Menschen Technologie, der andere den Zweifel. Später lebten hier Mönche, Forscher fanden in der Höhle eine Kapelle, Mönchszellen, einen Kerzenständer und eine Ikone, die auf eine Gründung bereits im 10. Jahrhundert hinweist.

Kazbeki und Stalin

Der Ort selber ist ein Nest, aber ein geschichtsträchtiges. Das beginnt bereits mit dem Namen, denn in der vorrussischen Zeit hiess der Ort Stepantsminda (heute wird Kazbek offiziell wieder so genannt), und der Berg heisst auf Georgisch eigentlich Mqinvarsveri (Eisgipfel). Wir gehen vom Hotel zum Museum, das dem Dichter Alexander Kazbeki (1848–1893) gewidmet ist. Es befindet sich in einer ziemlich heruntergekommenen langgestreckten zweistöckigen Villa, umgeben von einem verwilderten Garten, in dem eine Kapelle steht. Auf der Terrasse sitzen drei Frauen in den für Georgien typischen schwarzen Bauernröcken, die eine sagt den Preis, die andere gibt uns das Billett und die dritte kassiert das Geld. Dann verschwinden sie, lassen uns allein die Räume durchstreifen, vollgestopft von Möbeln, Bildern, Dokumenten, Fotos, Waffen und traditionellen Kleidern.

In der Residenz des Fürsten Kazbek wuchs sein Sohn, der berühmte Autor, auf. Nach Studien in Tiflis, St.Petersburg und Moskau kehrte er in sein Heimatdorf zurück, wurde zuerst Schafhirte, arbeitete dann als Journalist und schrieb zahlreiche Romane und Dramen. Schliesslich wurde er irrsinnig, starb in Tiflis und ist im Museumsgarten begraben.

In einem seiner Romane taucht ein Held auf, der mit grosser Willenskraft alle Schwierigkeiten des Lebens annimmt und unermüdlich kämpft. Koba, so heisst der Held dieses Romans. Er war Stalins Lieblingsromanfigur und einer der Spitznamen des aus Georgien stammenden Massenmörders. So verwundert es nicht, dass die Hauptstrasse von Kazbeki Stalinstrasse heisst und unser Hotel am Stalinplatz liegt. Stalin ist zwar seit sechzig Jahren tot, aber viele in Georgien, gerade aus der älteren Generation, verehren ihn noch immer. Sowohl in seiner Geburtsstadt wie in der am Schwarzen Meer gelegenen Hafenstadt Batumi erinnern Museen in völlig unkritischer Weise an den Diktator.

Näher zum Berg

Wir sind irritiert, flüchten bergwärts, hinauf zum alten Kloster, zur Kuppelkirche von Zminda Sameba, die aus dem frühen 14. Jahrhundert stammt und ein viel besuchter Wallfahrtsort ist. Hier oben scheint die Betriebsamkeit der Welt weit weg, hier sind wir dem eindrücklichen Berg näher. Wären wir, sagen wir fast gleichzeitig, jünger, würden wir ... Aber von oben, so trösten wir uns, ist doch jeder Berg gleich, nur will der Trost nicht so recht wirken. Lang dauert



Am Fuss des Kaukasus liegt das geschichtsreiche Nest Kazbeki.



Die Dreifaltigkeitskirche Zminda Sameba. Bilder: pd

die Ruhe nicht, eine lange Kolonne von Geländefahrzeugen quält sich den Weg zum Kloster hinauf. Ihnen entsteigen die gleichen israelischen Touristinnen und Touristen, die am Abend zuvor lärmig ins Hotel eingefallen sind und sich später über das Buffet hermachten, als wären sie am Verhungern. Inzwischen hat sich der Berg, typisch für ihn, in Wolken gehüllt. Ein Engländer, Douglas Freshfield, hat ihn 1868 erstmals bezwungen.

Am nächsten Morgen zeigt er sich uns noch einmal, der Berg, den Alexander Puschkin so besungen hat: «Hoch über deiner Brüder Chor, / Kasbek, strebt Stolz dein Zelt empor / Und strahlt, im ewigen Eise flimmernd. / Weiss hinter Wolkenschleiern schimmernd, / Schwebt Noahs gleich im Raum / Dein altes Kloster, sichtbar kaum.»

Keine Zwangsehe mehr

Zurück in der lärmigen und umtriebigen Hauptstadt, in der sichtbare Armut und neureiches Geprotze einen fast unerträglichen Kontrast abgeben, besuchen wir eine nach mo-

dernsten Grundsätzen gestaltete Ausstellung über die Zeit des Kommunismus und den Terror in Georgien. Und wieder sind wir irritiert: Stalin ist nur mit einem Schreibtisch und auf einem Plakat vertreten, freundlich lächelnd. Kein Wort davon, dass er der Urheber war, nichts von seinen Untaten. Später versucht eine Tourismusführerin eine Erklärung für diese Geschichtsklitterung zu finden. Viele, gerade aus der älteren Generation, glaubten und sagten, dass es ihnen unter dem Kommunismus besser gegangen sei, dass Stalin Georgien bevorzugt behandelt habe und dass er ein guter Politiker, zum Beispiel während des Zweiten Weltkrieges, gewesen sei. Sie selber findet den Stalinkult schlimm und ist froh, dass die Zwangsehe Russland-Georgien zu Ende ist. Für sie, wie für viele junge Georgier, ist eine neue Zeit angebrochen. Zwar liege, sagt sie, vieles noch im Argen, aber es gebe auch viel Hoffnung, es gehe vorwärts. Wie weit sich Georgien von Russland entfernt hat, haben wir auch in Kazbeki erfahren: Noch einige Kilometer führt die Strasse durch die dunkle und spektakuläre Dariali-Schlucht, dann kommt die Grenze – und die ist permanent geschlossen.

Richard Butz, 1943,
ist Journalist in St.Gallen und verbrachte
seine Sommerferien in Georgien.